



Leo Erkennlat

Die Sicherheitskräfte haben es auf die «Schwarzärsche» abgesehen: Strassenszene vor dem ehemaligen KGB-Hauptsitz

Zwischen 50 000 und 100 000 Tschetschenen leben in Moskau, meist in elenden Vorstädten. Sie sind Freiwild für die Milizen. Dennoch ist hier für viele die letzte Hoffnung. Begegnungen

In der Hauptstadt des Feindes

Von Stephan Hille

Dieses Mal hatte Aslan Bagomedow noch Glück. Drei Milizionäre standen in seinem winzigen Zimmer im Moskauer Studentenheim «Freundschaft». Sie hatten nicht geklopft, sie hatten die Tür beinahe eingeschlagen. Seine Dokumente wollten sie erst gar nicht sehen. Sie wussten, wen sie vor sich hatten: einen Tschetschenen.

Einen «Schwarzärsch», wie es im Milizjargon heisst. Ein Polizist hielt dem 22-Jährigen ein paar Patronen unter die Nase. «Hier, die stecken wir dir zu und nehmen dich mit.» Aslan konnte gerade noch die Nummer seines Bruders Murad wählen und auflegen. Als es dann klingelte, griff ein Milizionär zum Hörer. Der Anrufer nannte seinen Namen und empfahl der Miliz, sich mit allen Fragen an ihn zu wenden. Das reichte: Die Polizisten verschwanden so plötzlich, wie sie gekommen waren.

Auf Murads Visitenkarte steht «stellvertretender Direktor der Abteilung für Wohnungswirtschaft der Moskauer Stadtregierung». Das ist nicht viel, aber im Umgang mit der Miliz ausreichend, auch wenn man zu den «Schwarzärschen» gehört. Seit zwanzig Jahren lebt der 37-Jährige in Moskau. Als Bauunternehmer hat er es zu etwas Wohlstand gebracht. Seit kurzem ist er Berater eines russischen Duma-Abgeordneten. Dessen Namen nennt er nicht. Auch seinen eigenen Namen will er in der Zeitung nicht lesen: lieber ein Pseudonym.

Wie alle Tschetschenen in Moskau ist Murad vorsichtig geworden. Der Hausausweis für die Duma, das russische Parlament, ist zugleich auch die Lebensversicherung für ihn und seinen jüngeren Bruder. Schon morgen kann die Miliz wieder vor der Tür stehen – im Wohnheim, das «Freundschaft» heisst.

«Wir leben in Moskau. In der Hauptstadt des Feindes. Das lassen sie uns jeden Tag spüren», sagt Said, ein Autohändler aus der tschetschenischen Hauptstadt Grosny, der schon lange in Moskau lebt. Sein jüngerer Bruder Ruslan hatte Pech. Am 10. August, zwei Tage, nachdem unter dem Puschkin-Platz die Bombe explodiert war, holte ihn die Polizei. Die Hände in Handschellen auf dem Rücken spürte Ruslan im Fahrstuhl wie die Patronen in seine Hosentasche fielen. «Warum macht ihr das», fragte der 26-jährige Tschetschene. Eine Antwort bekam er nicht. Unten wartete bereits der Zeuge, «ein Penner,

gekauft mit einer Flasche Wodka». Vor diesem Zeugen «fand» die Miliz die Munition in Ruslans Taschen. «Der Zeuge, das Protokoll, alles eine Komödie», sagt Ruslan. Was dann folgte, nicht.

Mittlerweile hat sich am Hals, an den Unterarmen und Beinen, wo die Haut unter den Gummiknüppeln aufplatzte, eine dicke Kruste gebildet. Ruslan schämt sich, die Blutergüsse auf dem Rücken und die Narben von den ausgedrückten Zigaretten am rechten Fuss zu zeigen. Drei Tage lang haben die Milizionäre versucht, die Unterschrift für das Protokoll aus Ruslan herauszuprügeln. «Die meiste Zeit war ich nicht bei Bewusstsein.» Am vierten Tag durfte er gehen. Sein Bruder hatte eine Kautionsumgerechnet 3000 Franken hinterlegt.

Ruslan würde gerne so schnell wie möglich zurück nach Grosny. Aber er darf Moskau nicht verlassen. Das Verfahren läuft noch.

Zwischen 50 000 und 100 000 Tschetschenen leben in Moskau. Genaue Zahlen gibt es nicht. Die meisten kamen als Flüchtlinge eines Krieges, der offiziell nie erklärt wurde. Deswegen verweigern ihnen die Behörden den Flüchtlingsstatus. Für viele Tschetschenen ist Moskau dennoch die letzte Hoffnung. Die meisten haben hier Angehörige, die in Plattenbauten an der Peripherie leben. Dort, wo die Aufgänge nach Fäkalien stinken, die Briefkästen aufgebrochen sind und Fahrstühle im Dunkeln hochkriechen, weil niemand die eingeschlagenen Neonlampen repariert.

Offiziell garantiert die russische Verfassung jedem Bürger das Recht auf freie Wahl des Wohnortes. «Es gibt jedoch eine Anweisung von Bürgermeister Juri Luschkow, keine Tschetschenen mehr in Moskau zu registrieren», sagt Swetlana Ganuschkina von «Civil Assistance», der einzigen Hilfsorganisation für Tschetschenen in Moskau. Vor Ganuschkinas Türe warten Hunderte von Tschetschenen, die Hilfe brauchen, weil sie ohne Registrierung von Krankenhäusern und Schulen abgewiesen werden.

Als vor einem Jahr in Moskau und zwei anderen Städten 300 Menschen bei Bombenattentaten auf Wohnhäuser starben, gab man «tschetschenischen Terroristen» die Schuld. Tausende von Tschetschenen verschwanden danach vorübergehend in Polizeigefängnissen. Seit der Explosion unter dem Puschkin-Platz vor sechs Wochen lebt jeder Tschetschene in Moskau wieder im Bewusstsein, Freiwild für die Miliz zu sein.

Wenn Wasanbek Naurbijew auf die Strasse geht, dann hat er immer seinen fünfjährigen Sohn Ekrem oder seine zehnjährige Tochter Saifira an der Hand. Die Kinder sind sein Schutzschild. «Mit den Kindern werden sie mich schon nicht anhalten», hofft der 44-Jährige. Naurbijew war Direktor des staatlichen tschetschenischen dramatischen Theaters, seine Frau Rosa arbeitete als Schauspielerin. Das vierzigköpfige Ensemble lebt seit nach der Flucht aus Grosny über ganz Russland verstreut. Zwei Schauspieler haben es sogar nach Deutschland geschafft. Manchmal rufen sie ihn an. Bis Dezember gibt sich Naurbijew noch Zeit. Bis dahin muss sie Wirklichkeit werden – die Idee vom tschetschenischen Exiltheater in Moskau. Der russische Kulturminister, hat Geld für Ausbildung und Gehälter zugesagt. Aber noch immer fehlt ein Gebäude in Moskau. Seit Anfang Juli liegt eine Anfrage auf dem Tisch von Bürgermeister Juri Luschkow. Eine Antwort blieb bislang aus. «Wenn es das Theater nicht gibt, gibt es uns auch bald nicht mehr», fürchtet Naurbijew: «Ohne Kultur stirbt das Volk.»

Einer hat es den Russen gezeigt und schaffte es, in Moskau reich zu werden, sehr reich sogar. Umar Dschabrailow residiert im sechsten Stock des riesigen Einkaufszentrums «Smolensker Passage», inmitten von Delikatessen und Pelzmänteln. Als noch die Völkerfreundschaft im Sowjetreich zumindest Programm war, schaffte Umar 1980 den Sprung in die Kaderschmiede, das «Moskauer Institut für Internationale Beziehungen». Während Gorbatschows Perestroika ging dann alles sehr schnell. Erst managte er ein Tankstellennetz, dann wurde er Bankdirektor, und plötzlich gehörte ihm das «Radisson Slawjanskaja», ein Viersternehotel am Ufer der Moskwa. Seit 1997 ist der heute 42-Jährige Präsident der Plaza-Gruppe. Zum Imperium gehören Versicherungen, Hotels, Immobiliengesellschaften und die teuersten Moskauer Einkaufszentren. Sein Büro ist so gross wie ein halbes Tennisfeld. Davor wachen drei wichtige Sicherheitsleute, drinnen steht nur ein Designertisch aus Glas. Das Foto auf dem Tische zeigt Dschabrailows kleine Tochter an der Seite von Naomi Campbell.

«Ich bin Minimalist», sagt der Herr über mehr als eine Milliarde Dollar und grinst. Fragen nach seinem Erfolgsrezept sind müssig. «Ich weiss wirklich

nicht mehr, womit ich wann die erste Million verdient habe.» Charme, Koketterie und Höflichkeit liegen ihm. Ein bisschen wirkt Dschabrailow wie ein kleiner Junge mit zu grossem Spielzeug. Bis jetzt gelang es ihm, trotz seiner Herkunft immer oben zu bleiben. Und dabei die richtigen Protégés zu finden. Einer von ihnen ist Juri Luschkow.

Durch den Fleischwolf gedreht

Im Frühjahr kandidierte Dschabrailow für das Präsidentenamt. In den Augen vieler Russen eine offene Provokation. Für den cleveren Businessman vor allem eine ideale Werbung, auch wenn er mit 0,11 Prozent auf dem letzten Platz landete. «Für mich war es eine gute Schule, mich durch diesen Fleischwolf drehen zu lassen. Vielleicht gehe ich tatsächlich eine Tages in die Politik.» Doch trotz seines kometenhaften Aufstieges weiss er um seine Möglichkeiten als Tschetschene in Moskau: «Sie sind begrenzt.»

Wenn doch alle nur so wären wie Degi Bagajew, dann wäre das alles nicht passiert. Davon ist zumindest Bagajew felsenfest überzeugt. Mit Disziplin und Ordnung wäre es nicht zum Zerfall der Sowjetunion und nicht zu diesem sinnlosen Krieg im Kaukasus gekommen. Mit donnernder Stimme meisselt Bagajew Sätze, die auch von Präsident Putin stammen könnten: «Man muss die Menschen lieben, aber mit harter Hand erziehen.» Und: «Banditen gehören entweder ins Gefängnis oder ausgelöscht.» Bagajew sitzt in einem Moskauer Keller im schummrigen Licht hinter seinem Schreibtisch und klammert sich an das, was einmal war. «Alles, was ich geworden bin, habe ich diesem Land zu verdanken.»

Degi Bagajew, 58 Jahre, seit 1977 «verdienter Trainer der Sowjetunion» und «Akademiker des Freien Stils». Aus mindestens fünf Freistilringern hat er in Grosny Weltmeister geformt. Stolz zeigt er die Uhren, die ihm drei sowjetische Verteidigungsminister geschenkt haben. Dass sich die Welt um ihn herum verändert hat, will er nicht wahrhaben.

Dabei hat Bagajew zwei seiner Schüler selbst im Januar aus der Haft geholt. Er hat nur seinen Ausweis gezeigt, da haben die Milizionäre sofort die Zellen aufgesperrt. Ja, man hatte ihnen Patronen in die Sporttaschen geschmuggelt. «Aber nicht alle Milizionäre sind deshalb schlecht.» Überall gebe es gute und böse Menschen, nicht wahr?

In Moskau hat Bagajew noch mal von vorne angefangen. Von morgens bis abends schuftet er, um Sportsaal und Kraftraum in seinem Moskauer Keller zu renovieren. Ganz allein hat er die Fliesen gelegt und Duschen eingebaut. Nicht eine Kopeke aus staatlichen Töpfen hat er dafür erhalten. Für einen kurzen Moment senkt der Meistertrainer die Stimme: «Ja, wenn ich Russe wäre, hätte ich hier ganz andere Möglichkeiten.» Aber dann ist er gleich wieder der alte Optimist: «In Sydney werden zwei Tschetschenen Gold holen. Gold für Russland. In der 76-Kilo- und in der 85-Kilo-Klasse.» Degi hatte die beiden Brüder Adam und Buwajsar Sajtijew noch in Grosny trainiert. Mittlerweile sind sie in der russischen Stadt Krasnodar gemeldet. Damit nicht am Ende zwei «Schwarzärsche» aus Grosny auf dem olympischen Siegerpodest stehen.



Igor Tabakow

«Warum macht ihr das?» Aslan Bagomedow